

Meinrad Ziegler
Waltraud Kannonier-Finster

unter Mitarbeit von
Marlene Weiterschan

Österreichisches Gedächtnis

Über Erinnern und Vergessen der NS-Vergangenheit

StudienVerlag

Innsbruck
Wien
Bozen

Inhaltsverzeichnis

<i>Helmut Konrad</i>	
Vorwort zur Neuausgabe	7
<i>Waltraud Kannonier-Finster und Meinrad Ziegler</i>	
Editorische Notiz	9
<i>Ruth Wodak</i>	
Österreichische Identitäten und österreichische Gedächtnisse	11
<i>Mario Erdheim</i>	
„I hab manchmal furchtbare Träume ... Man vergißts Gott sei Dank immer glei ...“ (Herr Karl)	23
Einleitung und Ausgangspunkte 1993	35
<i>Waltraud Kannonier-Finster und Meinrad Ziegler</i>	
I. Gedächtnis und Geschichte	41
<i>Meinrad Ziegler</i>	
NS-Vergangenheit und österreichisches Geschichtsbild	43
Kollektives Gedächtnis: ein Blick auf die öffentlichen Formen der Erinnerung	53
Individuelle Erinnerung und kollektives Gedächtnis	85
II. Gespräche über die NS-Vergangenheit	97
<i>Waltraud Kannonier-Finster, Marlene Weiterschan und Meinrad Ziegler</i>	
Von Enttäuschungen, die nicht Ent-Täuschung sind	101
Der „überflüssige“ Krieg und die Lebendigkeit der militärischen Realität	123
Erinnern und Vergessen in der Nachbarschaft des Konzentrationslagers	141
Ein Prozess der Loslösung: Scham und Abwehr von Scham	159
Eine abgesperrte Vergangenheit, die fremd bleibt	179

III. Ein stillschweigendes Übereinkommen	199
<i>Waltraud Kannonier-Finster und Meinrad Ziegler</i>	
IV. Methodische Konzeption: Interviews, Geschichten, szenisches Verstehen	225
<i>Meinrad Ziegler</i>	
Literatur	259
<i>Waltraud Kannonier-Finster und Meinrad Ziegler</i>	
Postskriptum 2016	265
Autorinnen und Autoren	287

Vorwort zur Neuausgabe

Das Buch „Österreichisches Gedächtnis. Über Erinnern und Vergessen der NS-Vergangenheit“, das 1993 als Band 25 in *Böhlau Zeitgeschichtlicher Bibliothek* erschienen war, wurde von der Öffentlichkeit mit großem Interesse wahrgenommen. Schon 1997 wurde eine zweite Auflage hergestellt, damals in unveränderter Form.

Das Buch war 1993 als Weiterführung und Kontrapunkt zu Heidemarie Uhls großem Werk „Zwischen Versöhnung und Verstörung. Eine Kontroverse um Österreichs historische Identität fünfzig Jahre nach dem ‚Anschluss‘“, das als Band 17 in der *Zeitgeschichtlichen Bibliothek* erschienen war, gedacht. Heidemarie Uhl hatte die Medienlandschaft von 1988, also im „Gedenkjahr“, zwei Jahre nach der Waldheim-Affäre und nach Jörg Haiders Übernahme und Umpositionierung der FPÖ, untersucht und diskursanalytisch die Bruchlinie deutlich gemacht. Meinrad Ziegler und Waltraud Kannonier-Finster wählten einen anderen Zugang. Ihnen ging es um das individuelle und kommunikative Gedächtnis an den Nationalsozialismus bei jenen Menschen, die in den Jahren vor 1945 in Österreich, genauer gesagt in Oberösterreich, gelebt hatten. Deren Erinnerung, überformt durch Geschichtsbilder und Mythen, eingebettet in persönliche Biographieglättung und kollektive „Opfertheorie“, dokumentiert den Aneignungs- und Verarbeitungsstand jenseits des publizierten Diskurses.

Ein Vierteljahrhundert ist seit diesen Interviews nunmehr vergangen. Wenige Menschen können heute noch als Zeitzeugen des „Anschlusses“ gelten und selbst das Ende der nationalsozialistischen Herrschaft liegt über sieben Jahrzehnte zurück. Dennoch, auch die dritte und vierte Generation nach dem Krieg lebt noch mit familientradierten Versatzstücken jener Zeit, die oftmals dem inzwischen politisch breit akzeptierten Bild, das vom damaligen Bundeskanzler Franz Vranitzky 1991 formuliert wurde, widersprechen. Und neue Bedrohungsszenarien in der Gegenwart führen zum Aufleben alter Stereotype, obwohl die heute stigmatisierte Gruppe eine andere ist.

Das Buch hat also nichts an Aktualität eingebüßt. Es ist daher sehr erfreulich, dass es, erweitert um einen Beitrag von Ruth Wodak und ein Postskriptum des Autor-Innenduos, in Neuauflage erscheinen kann.

Helmut Konrad

Februar 2016

auch Angst. Denn, wie Koselleck einleuchtend formuliert, der Zustand am Ende der Krise bleibt immer unsicher, auch wenn man sicher sein kann, dass die Krise ein Ende finden wird. Krisen wirken also bedrohlich, vor allem dann, wenn positive Narrative gefährdet sind, wenn also Normen- und Regelbruch offensichtlich werden, die bisher erfolgreich unter den Teppich gekehrt worden waren. Konkreter gefasst und auf die österreichische Nachkriegszeit nach 1945 bezogen: wenn plötzlich argumentative Fixpunkte des gängigen österreichischen Opferdiskurses wie „Pflichterfüllung“ (im Sinne erhaltener Befehle als Mitglied der Deutschen Wehrmacht) und „Nichtwissen“ (in Bezug auf Judendeportation und -vernichtung) hinterfragt werden.

Das Jahr 1986 im Rückblick: „Waldheim“ und „Haider“

1986 ist rückblickend als ein Wendepunkt im Verständnis der österreichischen Geschichte des 20. Jahrhunderts nach Ende des Zweiten Weltkrieges 1945 zu begreifen. Und zwar zumindest in zweierlei Hinsicht. Die Kandidatur des ehemaligen UNO Generalsekretärs Kurt Waldheim für das österreichische Präsidentenamt löste eine gewaltige innenpolitische wie auch außenpolitische Krise aus; als nämlich bekannt wurde, dass dieser Teile seiner Vergangenheit in seiner Autobiographie „Im Glaspalast der Weltpolitik“ (1985) verschwiegen hatte. Es wurden ja nicht nur nebensächliche Details „vergessen“; Waldheim verschwieg – wahrscheinlich aus politisch-strategischem Kalkül – seine Tätigkeit im Dienste der Deutschen Wehrmacht am Balkan 1942–1944, wo er als Übersetzer des dortigen Befehlshabers General Löhr in Saloniki tätig gewesen war; dies gerade zu jener Zeit, als Wehrmachtsoldaten auf Befehl von Löhr Züge mit hunderttausenden Juden und Jüdinnen aus Saloniki in Richtung Auschwitz beluden. Übrigens: Das Aufdecken des großen Anteils und der Mitschuld vieler Wehrmachtsoldaten wie auch der gesamten Institution „Wehrmacht“ an Nazi-Kriegsverbrechen, dem nationalsozialistischen Vernichtungskrieg und der sogenannten „Endlösung der Judenfrage“ durch die beiden Wehrmachtsausstellungen 1999 und 2002 führte zu einer weiteren großen Krise im österreichischen (und deutschen) Selbstverständnis der eigenen Vergangenheit. Der Mythos „der unschuldigen Wehrmacht“ wurde ein für alle Mal durch diese Ausstellungen zerstört (vgl. Heer et al. 2003, 2008; Pollak 2002).

Das zweite Ereignis, das 1986 große Wellen schlagen sollte, war der sogenannte „Haider-Coup“: Am Innsbrucker Parteitag 13./14. September 1986 wurde der bisherige eher liberale Obmann der FPÖ, Norbert Steger, gestürzt und Jörg Haider unter großem Beifall und vielen „Heil Hitler“-Rufen in den Obmann-Sessel gehievt (vgl. <http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-13520932.html>, heruntergeladen 19. August 2015).

Durch diese beiden Ereignisse änderten sich Selbst- und Fremdwahrnehmung von Österreich und der österreichischen Beteiligung an Nazi-Verbrechen, im Inland und im Ausland, schlagartig. Das mühsam nach 1945 aufgebaute Geschichtsbild des ersten Opfers von Nazi-Deutschland wurde hinterfragt, das österreichische Klischee von Mozartkugeln und Lipizzanern musste in vielen Reportagen der internationalen Medien Berichten über einen neuen Chauvinismus und Antisemitismus, über eine misslungene Entnazifizierung und freigesprochene Kriegsverbrecher weichen (Wodak et al. 1994, 2009; Judt 2007).

Die offizielle Externalisierung von Schuld an Kriegsverbrechen konnte nicht mehr aufrechterhalten werden. Es ist richtig, wie Ziegler und Kannonier-Finster in ihren Interview-Interpretationen im vorliegenden Buch zeigen, dass eine solche Externalisierung nicht von allen ÖsterreicherInnen mitgetragen wurde. Die Externalisierung von Schuld an Nazi-Kriegsverbrechen und damit zusammenhängend, der dominante Rechtfertigungsdiskurs, war jedoch in Schulbüchern, in vielen Bildungsinstitutionen wie auch in der Politik lange Zeit hindurch omnipräsent (Loitfellner 2008). Dieser Rechtfertigungsdiskurs wurde auch zunächst in der Krise um die sogenannte Waldheim-Affäre von fast allen Medien in aggressiver Weise mitgetragen. Eine Opfer-Täter-Umkehr fand statt: „Wir“, das unschuldige erste Opfer von Hitler-Deutschland wurden von „innen“ (von der linken Opposition) und vom sogenannten „Ausland“ (gemeint war die ausländische Medienberichterstattung, die systematisch als jüdische Weltverschwörung konstruiert wurde) angegriffen. Oder, wie ich dies schon 1989 in einem Artikel beschrieb, als „Judeus ex machina“-Strategie (Wodak 1989, 2015). Diese impliziert, dass immer dann, wenn ein Sündenbock gesucht wird, Juden und Jüdinnen eine traditionell „gut“ funktionierende Projektionsfläche zu bieten scheinen. So auch diesmal: Obwohl die Waldheim-Affäre am 3. März 1986 faktisch durch einen Artikel des Profil-Redakteurs Hubertus Czernin losgetreten wurde, der die Wehrstammkarte Waldheims veröffentlichte und die Auslassungen in der schon oben erwähnten Autobiographie anprangerte, wurden – stellvertretend für Juden und Jüdinnen – das „Ausland“, die „Ostküste“, „ehrlose Gesellen“, „gewisse Kreise“ und viele weitere bekannte antisemitische Anspielungen bewusst und durchaus wahlstrategisch in der österreichischen Öffentlichkeit in Umlauf gesetzt.

Eine Polarisierung der österreichischen Öffentlichkeit war die Folge (vgl. auch Tóth & Czernin 2006). Ich selbst erinnere mich heute noch an viele Diskussionen in Vorlesungen und Seminaren an der Universität Wien im Sommersemester 1986; an Studierende, die die Wehrstammkarte ihrer Väter mit Tränen in den Augen in Seminare mitbrachten und meinten, dass diese doch alle „nur ihre Pflicht erfüllt“ hätten; gleichzeitig versuchten diese Studierenden, dabei ihre neuen Zweifel mühsam zu verbergen. Ich erinnere mich an zahllose Interviews und Talkshows in Radio und Fernsehen, und vor allem an das berühmt gewordene hölzerne Pferd, das der

Einleitung und Ausgangspunkte 1993

Im Jahr 1987 stellte Meinrad Ziegler als Leiter eines soziologischen Proseminars an der Universität Linz den Studierenden die Aufgabe, lebensgeschichtliche Interviews mit Personen durchzuführen, die den 12. März 1938, den „Anschluss“ Österreichs an Hitler-Deutschland, erlebt hatten. Die Studierenden dieses Seminars waren mehrheitlich zwischen 1960 und 1968 geboren, der Seminarleiter um 1950, die Männer und Frauen, mit denen solche Interviews durchgeführt wurden, kamen aus den Jahrgängen 1910 bis 1925. Diese Interviews standen am Beginn dieser Arbeit. Sie wurden damals von den Studierenden sorgfältig und mit Engagement an der Sache gemacht. Es stellte sich das Problem, die Geschichten, die in den Gesprächen erzählt wurden, auch wirklich zu verstehen. Auf der einen Seite gab es eine Version von Vergangenheit, die in der Öffentlichkeit, in Schulbüchern vermittelt wird. Auf der anderen Seite die Versionen, die in den erzählten Lebensgeschichten angeboten wurden. Die letzteren stellten die erstere oftmals in Frage und ließen sich nicht bruchlos mit diesen vermitteln. Die Problematik dieses Verstehens trifft ein allgemeines Problem der Verständigung zwischen drei Generationen von Österreichern und Österreicherinnen zu einer Frage, die zwar Geschichte ist, die aber noch heute, oder gerade heute, viele Menschen in Bewegung bringt. Wie wurde die nationalsozialistische Vergangenheit in diesem Land verarbeitet? Was in diesem Seminar begonnen wurde, führte in den Jahren 1990 bis 1992 ein Projekt weiter. Es war von der Annahme getragen, dass jede Kultur einen für sie charakteristischen Typus von Erzählungen hervorbringt. An diesen wird sichtbar, welche Bedeutung bestimmten historischen Ereignissen zugeschrieben wird und wie sie in das soziale Denken integriert werden. An diesen zeigt sich auch, welche Teile der Vergangenheit bedeutungslos und damit aus der kollektiven Erfahrungsbildung weitgehend ausgeschlossen sind. Geschichten zu verstehen, heißt, sich zum Verständnis der Kultur, die sie hervorbringt, hinführen zu lassen.

Wir haben mit den Interviewpartnern und Interviewpartnerinnen aus dem Jahr 1987 weitere Gespräche geführt. Alle diese Gespräche wurden als biographische Interviews geführt. Gleichzeitig hatten sie auch viel von dem an sich, was Lutz

Niethammer (1985) als Erinnerungsinterview bezeichnet hat. Das Erinnerungsinterview zielt nicht auf die Rekonstruktion historischer Ereignisse. Es geht weniger um den Inhalt der Erinnerung, sondern um deren Ausgestaltung unter dem Eindruck der aktuellen gesellschaftlichen Umgebung. Dementsprechend verstehen wir die erzählten Lebensgeschichten nicht als Berichte über historische Ereignisse und Entwicklungen, sondern als Erzählungen, mit denen die Interviewpartner und Interviewpartnerinnen zum Ausdruck bringen, wie „mit der Wahrheit gelebt“ wird (vgl. Marquard 1981) und welchen Sinn sie ihren Erfahrungen geben wollen. Dieser konstituiert sich als „sozialer Sinn“; er wird in Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Institutionen und kulturellen Prozessen entwickelt.

Angesichts der Ereignisse, um die es konkret geht, sind bei der Rekonstruktion der Vergangenheit verschiedene Formen der Abwehr zu erwarten. Für Deutschland wurde in ähnlichen Forschungsarbeiten auf verschiedene Strategien der „Entnazifizierung“ oder „Normalisierung“ hingewiesen. Gabriele Rosenthal hebt als „biographische Strategie“ unterschiedlicher Generationen von Deutschen das Bemühen hervor, die nach 1945 gebrochene Identität zu reparieren. Die Weimarer Jugendgeneration, das heißt, die zwischen 1906 und 1920 Geborenen, verdichtet dabei ihre Erfahrung des Nationalsozialismus auf die als unpolitisch verstandenen Kriegsjahre. Damit gelingt es, das vorhergehende parteipolitische Engagement zu verschleiern (vgl. Rosenthal 1990, S. 232f.). Andreas Kuntz plädiert dafür, sich die Geschichten aus dieser Zeit zwar anzuhören, sie aber nicht zu glauben, sie als „verbale Rituale der Exkulpation“ zu verstehen (Kuntz 1989, S. 115). Als Volkskundler registriert und interpretiert er den offenkundigen Erzählbedarf der Menschen über diese Zeit und betont die Bedeutung, solche Erzählungen zu sammeln. Das Interesse daran sei eine Sache; eine andere Sache sei die wissenschaftliche Beurteilung und Darstellung der geschichtlichen Vorgänge in Deutschland zur Zeit des Nationalsozialismus.

Wir fragen in dieser Arbeit nach spezifischen Strategien der Normalisierung des Nationalsozialismus in Österreich nach 1945. Wir „sammeln“ entsprechende Geschichten und bemühen uns, das Erinnern und Vergessen gegenüber diesen vergangenen Erfahrungen im Zusammenhang mit einem kulturellen Erinnern und Vergessen zu verstehen. Einige subjektive Strategien der Abwehr bedürfen, damit sie wirksam werden können, eines bestimmten kulturellen und gesellschaftlichen Raumes. Anna Freud (1984) hat die Mitwirkung der Erwachsenen, also der sozialen Umgebung, bei der Konstituierung kindlicher Abwehrmechanismen durch Wort und Handlung beschrieben. Das Zureden kann als Abwehrmechanismus wirken: Schmerzen einer erlittenen Verletzung „tun doch nicht mehr weh“, oder zugefügte Kränkungen „waren doch nicht so gemeint“. Das in dieser Weise gestaltete Mitwirken der Außenwelt unterstützt die Verleugnung von Schmerzen oder Kränkungen. Analog dazu kann das Geschichtsbild, dass Österreich ein Opfer der nationalsozialistischen Aggression,

oder dass der „Anschluss“ einfach ein „tragischer Irrtum“ gewesen sei, als die geeignete äußere Umgebung für individuelle Abwehr begriffen werden.

Verstehen setzt Vorverständnis voraus. Vorverständnis kann aber auch hinderlich sein bei dem Bemühen um Verstehen. Das ist dann der Fall, wenn es aus einer Position der Macht und nicht aus einer Position der Empathie eingesetzt wird. Es wäre wohl falsch, den erzählten Lebensgeschichten von vornherein mit einer Norm der „richtigen“ Erinnerung oder „richtigen“ Bewältigung der Vergangenheit zu begegnen. Das Vergessen kann oft ebenso lebensnotwendig sein wie das Erinnern. Wir wollen in erster Linie beschreiben, in welchen Bahnen sich die Erinnerung an die NS-Vergangenheit bewegt. Bei dieser Beschreibung finden sich aber auch Formen der Selbst-Täuschung, die zur Anwendung kommen, und es finden sich kulturelle Rahmenbedingungen, die diese Formen einer abwehrenden Erinnerung möglich machen oder fördern. Selbst-Täuschung ist nicht nur ein Phänomen, das die Generation eines bestimmten geschichtlichen Zeitabschnittes als spezifische Mentalität hervorbringt und betrifft. Sie ist ein Phänomen, das eine ganze Kultur beherrschen kann und sozial tradiert wird. Die Täuschung bleibt damit auch für nachfolgende Generationen wirksam. Wir gehen von der psychoanalytischen These aus: Was die Vorfahren unverarbeitet und unbewältigt an die nachfolgenden Generationen weitergeben, verliert nicht, sondern behält weiterhin seine Wirksamkeit. Wenn Unbewusstheit immer wieder neu das geschichtliche Handeln beherrscht, so kann es zu Wiederholung kommen.

Damit geht unsere Arbeit von der Intention über die bloße Beschreibung hinaus. Sie verfolgt auch die Absicht einer gewissen Ent-Täuschung. Eine solche ist für das aktuelle soziale und politische Handeln der jüngeren Generation wichtig; und für die Generation, welche die Zeit des Nationalsozialismus in Österreich erlebt hat, ist sie zumutbar. Wie wir unsere Arbeit insbesondere auch gegenüber den Personen, die mit uns die Gespräche geführt haben, rechtfertigen wollen, hat Ingeborg Bachmann vor Jahren bei der Verleihung des Hörspielpreises der Kriegsblinden so formuliert: „Wer, wenn nicht diejenigen (...), die ein schweres Los getroffen hat, könnte besser bezeugen, daß unsere Kraft weiter reicht als unser Unglück, daß man, um vieles beraubt, sich zu erheben weiß, daß man enttäuscht, und das heißt, ohne Täuschung zu leben vermag. Ich glaube, daß dem Menschen eine Art des Stolzes erlaubt ist – der Stolz dessen, der in der Dunkelheit der Welt nicht aufgibt und nicht aufhört, nach dem Rechten zu sehen“ (Bachmann 1983, S. 77).

Letztlich verstehen wir unsere Arbeit nicht nur als Arbeit *über* eine bestimmte kulturelle Erinnerung. Sie ist *selbst ein Versuch von Erinnerung* in dem Sinn, dass ein bestimmtes historisches Wissen denkend verarbeitet werden soll. Der Forschungsprozess bedeutete für uns nicht nur die Hervorbringung, Rekonstruktion und Interpretation von fremdem Wissen zu einem bestimmten Gegenstand. Es war während

des ganzen Prozesses klar, dass es um die Erinnerung von Mitgliedern der kulturellen Gruppe ging, der auch wir selbst angehören, und dass wir mit dieser „unserer“ Gruppe noch immer um die Art und Weise der Verarbeitung dieser konkreten Erinnerung ringen.

Viele Unsicherheiten, die bei der theoretischen und empirischen Arbeit auftauchen, dürften auf die interdisziplinäre Konzeption des Projektes zurückgehen. Mit dieser Konzeption verbunden ist der Verlust an Gewissheit. Eine solche ist relativ leicht zu erreichen, wenn Forschende in Bahnen denken, die sich ausschließlich in den anerkannten und abgesicherten Begriffen und Theoremen eines einzigen Theoriegebäudes bewegen. Hier aber wird versucht, der Frage nach der gesellschaftlichen Geschichtserinnerung in dem Grenzbereich zwischen Soziologie, Geschichte und Psychoanalyse nachzugehen. Die Soziologie ist betroffen, weil Erinnerung und Vergessen mit kognitiven und normativen Aspekten einer Kultur in Zusammenhang stehen. Gesellschaften bilden gegenüber der eigenen Geschichte ein soziales Gedächtnis aus, das in einer mehr oder weniger rigiden Weise regelt, was zu erinnern und was zu vergessen ist. Erinnerung bezieht sich stets auf die Vergegenwärtigung einer bestimmten Vergangenheit. Deren Erforschung wird als eine der Geschichtswissenschaft vorbehaltene Aufgabe betrachtet; auch, wenn es sich um eine noch sehr naheliegende Vergangenheit handelt, deren Gegenwart etwa in den Biographien der Menschen einer Gesellschaft noch deutlich vorhanden ist, und damit auch in aktuellen Handlungsorientierungen. Die Zuwendung zur Psychoanalyse liegt nahe, weil wir mit dieser Theorie, die das Verhältnis von Bewusstem und Unbewusstem thematisiert, Hilfen für den Versuch erwarten können, das Erinnern und das Vergessen der NS-Vergangenheit zu verstehen.

Im Zentrum der vorliegenden Arbeit stehen Gespräche über die Zeit des Nationalsozialismus in Österreich und über die Art und Weise der Verarbeitung dieser Zeit durch die jeweiligen Gesprächspartner und Gesprächspartnerinnen. Vorangestellt sind diesen Gesprächen Überlegungen, die die Erzählungen über diese Zeit in den Kontext einer bestimmten kulturellen Erinnerungspraxis stellen. Menschen erinnern nicht als isolierte „Monaden“, sondern als soziale Wesen. Kulturelles Wissen und soziale Institutionen steuern die Erinnerung von Mitgliedern einer Gesellschaft, produzieren für das Individuum helle und dunkle Flecken in seiner Erinnerung.

Der erste Abschnitt versucht, den sozialen und historischen Rahmen für die Erinnerung unserer Gesprächspartner und Gesprächspartnerinnen zu skizzieren. Es wird nachgezeichnet, welche Bedeutung die Öffentlichkeit, repräsentiert durch das Medium Zeitung, der nationalsozialistischen Vergangenheit nach 1945 zugeschrieben hat. Dieser Abschnitt entwickelt schließlich auch ein theoretisches und begriffliches Instrumentarium für das Verständnis von individueller Erinnerung vor dem Hintergrund einer kollektiven Erinnerungspraxis.

Im zweiten Abschnitt werden fünf Gespräche über den Nationalsozialismus und seine Verarbeitung beschrieben und analysiert. Die Männer und Frauen, die hier über diese Zeit erzählen, leben heute alle in Oberösterreich und haben auch den Nationalsozialismus überwiegend in diesem Raum erlebt. Die Arbeit hat also bestimmte regionale Aspekte, kann und soll aber nicht im eigentlichen Sinn als Regionalstudie betrachtet werden.

Anschließend interpretieren wir im dritten Abschnitt die Ergebnisse aus den einzelnen Gesprächen im Licht einer spezifisch österreichischen Kultur des Erinnerns und Vergessens.

Letztlich werden die methodischen und methodologischen Regeln, an denen wir uns bei den Interviews und bei der Interpretation der Interviews orientiert haben, dargestellt.

Danken wollen wir an dieser Stelle unseren Gesprächspartnern und Gesprächspartnerinnen. Sie haben uns Erfahrungen voller Ambivalenz aus ihrem Leben erzählt. Die Anstrengungen bei der Rekonstruktion des Vergangenen stellten für uns eine Möglichkeit dar, eine Vergangenheit, die letztlich auch unsere eigene ist, zu sichten. Sie haben uns damit die Möglichkeit einer Auseinandersetzung geboten, die bei vielen aus unserer Generation mit den eigenen Eltern aus verschiedensten Gründen nicht in derselben Weise stattfand oder stattfindet.

Der „überflüssige“ Krieg und die Lebendigkeit der militärischen Realität

Auch der Körper zeigt Geschichte

Anton Knittler kommt aus Kärnten. Erst in den 60er Jahren schlägt ihn seine berufliche Laufbahn als Polizeibeamter nach Oberösterreich. Ab einem Alter von 18 Jahren ist er kontinuierlich in den Militär- oder Polizeiapparat eingegliedert. Im Kontext unserer Thematik scheint uns diese Tatsache von besonderem Interesse zu sein. Wie erinnert ein Mann die Zeit des Nationalsozialismus, der Soldat des österreichischen Bundesheeres unter der autoritären Diktatur war, dann Angehöriger der deutschen Schutzpolizei, als solcher in den besetzten Gebieten und im Partisanenkampf eingesetzt, und der schließlich nach 1945 polizeiliche Ermittlungen nach dem NS-Verbotsgesetz und dem Kriegsverbrechergesetz durchführte?

Der Schwerpunkt des Erstgespräches lag auf dem subjektiven Erleben der Zeit bis hin zum März 1938. Das Interview realisiert sich in einer geordneten Struktur von Frage und Antwort. Die Erfahrungen des Krieges kommen vorerst kaum zur Sprache.

Das zweite Gespräch beginnt mit einem längeren Prozess der Aushandlung, worüber gesprochen werden solle. Anton Knittler äußert Bedenken, ob er beim ersten Interview nicht „viel zu viel“ geredet habe und ob wir damit etwas anfangen hätten können. Der Interviewer und die Interviewerin beruhigen diesbezüglich und versuchen deutlich zu machen, dass es nicht um eine Wiederholung des Erstinterviews gehe, sondern dass dieses Mal seine „persönlichen Erfahrungen“, „die wichtigsten Dinge von (seiner) Warte her“, das Erleben, „so, wie (er) durch das Ganze durchgekommen (ist)“, gefragt sind. Diese anfängliche Klärung mag das Hervortreten des subjektiven Erlebens in seinen Erzählungen gefördert haben. Neben diesem Aspekt in der Kommunikationssituation ist es aber auch ein thematischer Aspekt, der in diesem Interview seine Eigenperspektive stärker in den Vordergrund treten lässt: Es werden ja nicht nur die Lebensphasen der Kindheit und Jugendlichkeit thematisiert,

wie das im Erstgespräch hauptsächlich der Fall war, sondern ausführlich kommen auch die späteren Lebensphasen zur Sprache. Den offenen kommunikativen Raum nutzt der Gesprächspartner vorerst dazu, seine persönliche Laufbahn und Karriere im Heeres- und Polizeidienst darzustellen. Szenisch wird dabei immer wieder deutlich gemacht, dass ein Polizeibeamter sehr viel Gutes tun kann, aber auch Schlechtes, „wenn er böse ist“. Krieg, Kampf und Gewalt, auch eine Seite seiner Geschichte als Soldat, bleiben im Zweitgespräch vorerst wiederum ausgespart, sind nur in Andeutungen und Nachsätzen präsent. Bald kommt er zu einer ausführlichen Schilderung der ersten Tage nach Kriegsende, erzählt von seinem abenteuerlichen Weg von Wien in seine Heimatgemeinde und schließt mit der Bemerkung: „Das war das Kriegserlebnis von mir. Ja. Aber vorher hat sich noch einiges abgespielt.“ Vom Krieg selbst war an diesem Punkt des Gespräches noch gar nicht die Rede. Und der Interviewer übergeht hier auch diese Andeutung, interessiert sich vorerst noch nicht dafür, was sich „abgespielt“ hat. Erst später kommt er darauf zurück, und zwar im Zusammenhang mit einer möglichen Zwiespältigkeit, die im Beruf von Anton Knittler impliziert ist: Dienst unter drei sehr verschiedenen politischen Regimen zu leisten. „Wie sind Sie mit dem umgegangen, oder wie ist es Ihnen da gegangen, im Nationalsozialismus?“

Er beginnt nun über seinen Kriegseinsatz zu erzählen, „nur im Telegramm-Stil“, wie er sagt. Diese Ankündigung trifft aber nicht die Wirklichkeit; tatsächlich redet er nun wirklich „viel“. Geschichten über den Krieg brechen aus ihm hervor. Von Kampf, Tod und Blut ist die Rede, aber auch von der „schönsten Zeit“ seines Lebens. Der ganze Körper spricht mit. Die Hose wird aufgekrempelet, um Narben vorzuzeigen, Berührungen des Interviewers, wie sie „unter Männern“ üblich sind, finden statt. In dem Ausmaß, in dem im restlichen Verlauf des Gespräches das Thema Krieg angesprochen wird, findet sich im sprachlichen Ausdruck einerseits Bruchstückhaftigkeit, andererseits ein zunehmendes Ansteigen an Aggressivität, Rohheit und Brutalität in den dargestellten Szenen. Wir gewinnen den Eindruck einer Form von Erinnerung, die einem „Agieren“ nahe kommt (vgl. Freud 1982/1914). Vergangenes wird dabei weniger als Erinnerung, sondern als Handlung vermittelt. Das Agieren tritt in Erscheinung, wenn bestimmten Inhalten der Vergangenheit der Zugang zum Bewusstsein eigentlich verwehrt ist. Das Bewusstsein kann mit diesen Inhalten nichts anfangen, kann sie nicht verarbeiten. Das Vergessene oder Verdrängte sucht sich aber Wege des Ausdrucks neben und gegen das Bewusstsein. Der Ausdruck „Telegramm-Stil“ zeigt an, was für das Bewusstsein an Erinnerung fassbar ist, nämlich nur Tatbestände und Erfahrungen in Stichworten ohne Zusammenhang. Gefühle und emotionale Zustände, die das Bewusstsein im Kontext dieser Erfahrungen beherrscht haben, werden nicht erinnert, sondern werden agiert. Das Agieren ist die Aktivierung einer Abwehr in der Übertragungssituation. Im Erstgespräch war die Interviewerin eine Frau. Denkbar ist, dass der männliche Gesprächspartner und die

vergleichsweise offenere Situation in diesem neuerlichen Interview die Tendenz zum Agieren gefördert hat.

„Für die Zukunft sorgen“: eine Position erreichen,
gegen das Dasein als „Bauerndepp“

Anton Knittler ist das fünfte von insgesamt zehn Kindern, davon sind drei Mädchen. Der Vater, er kommt von einem Bergbauernhof, arbeitet als Forst- und Bauarbeiter. Zusätzlich hat die Familie eine kleine Landwirtschaft in einem Gebirgstal in Pacht. Es ist die Mutter, die dort die meiste Arbeit leisten muss. Sie stammt aus einer Arbeiterfamilie und ist vor der Heirat als Bauernmagd tätig gewesen. 1907 kommt das erste Kind zur Welt. Anton wird 1917 geboren. Der Vater erleidet 1922 einen Arbeitsunfall und bleibt seither Teilinvalide. Ende der 20er Jahre ist er, als Sozialdemokrat, für einige Zeit im Gemeinderat tätig. Die Kinder müssen bereits in sehr jungen Jahren zu Bauern, um sich für Kost und Quartier zu verdingen. Anton geht mit acht Jahren Vieh hüten. Er hat aber Glück, wie er sagt. Die Bauern, bei denen er war, hätten ihn wie ein eigenes Kind behandelt. Sie hätten auch versprochen, den Buben etwas lernen zu lassen; allerdings wurde dieses Versprechen nicht gehalten. Die acht Jahre Schulpflicht absolviert er in der Volksschule. Er betont die guten Lehrer, die er gehabt habe, und die eigenen guten Leistungen. Nach dem Ende der Schulzeit gab es in der lokalen Umgebung keine Chance auf einen Lehrplatz. Noch zwei Jahre bleibt er bei den Bauern. Geschwister von ihm, ein älterer Bruder, ebenso wie Jahre später seine zwei jüngeren Schwestern, gehen in einer ähnlichen Situation als Melker und Melkerinnen nach Deutschland.

Als Anfang 1934 der Onkel im Rahmen einer Wiederbesiedelungsaktion der Dollfuß-Regierung einen Bauernhof in der Steiermark zugewiesen erhält, nimmt er den Neffen als Helfer mit. Dort wird Knittler Mitglied der Sturmchar der Vaterländischen Front; nicht aus politischer Überzeugung, sondern weil das sozialen Kontakt und Geselligkeit mit Jugendlichen bedeutet. Er will aber auf Dauer nicht „Bauerndepp“ bleiben. So meldet er sich, noch vor Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in Österreich 1936, freiwillig zum Österreichischen Bundesheer und wird, wahrscheinlich auch durch die Vermittlung des Onkels, im November 1935 einberufen. Er gehört der Artillerie an und ist im Raum Villach stationiert. Bis zum März 1938 bringt er es zum Richtvormann eines Geschützes. Teilweise scheint er auch die Funktion eines Geschützführers zu bekleiden. Auch bildet er junge Rekruten aus. Die politischen Entwicklungen dieser Jahre nimmt er nur vereinzelt wahr. Erstmals fallen ihm die Nationalsozialisten im Jahr 1933 auf, als er noch im Heimattal lebt. Sie verprügeln den Sohn des Bauern, bei dem er arbeitet. Nach dem nationalsozialistischen

Kindes. Dieser arbeitet als Knecht bei einem anderen Bauern der Gegend. Die junge Familie wohnt vorerst bei ihrer Mutter und bezieht etwa ein Jahr später eine Mietwohnung im selben Ort. Der Mann ist vom Kriegsdienst befreit, weil er für seinen Dienstherrn eine unabhkömmliche Arbeitskraft darstellt. Lediglich zur militärischen Ausbildung muss er einrücken. In dieser Zeit wird er magenkrank und ist nach einer Operation kriegsuntauglich. Eine Freistellung vom Militärdienst ist aber nicht mehr möglich. Er wird der Wachmannschaft eines Nebenlagers des Konzentrationslagers Mauthausen im nahen „Nibelungenwerk“ zugeteilt. Während des Krieges arbeitet sie als Aushilfsdienstbotin weiterhin bei den Bauern der Umgebung. 1943 bringt sie ein zweites Kind zur Welt. Nach dem Krieg bekommt der Mann Arbeit als Eisenbahner. Ein drittes Kind wird 1949 geboren. 1951 zieht die Familie, die noch immer in der Ein-Zimmer-Wohnung zur Miete lebt, in ein Bahnwärterhaus. Sie vergrößert sich in den folgenden Jahren um zwei weitere Kinder. Gertrud Scherer betreibt neben dem Haushalt eine Kleinlandwirtschaft mit einigen Schweinen und Ziegen. Heute lebt sie wiederum alleine in einer Ein-Zimmer-Gemeindewohnung in der nahen Kleinstadt.

„Da bin ich bei den Bauern gewesen noch“:
wer arbeitet, sieht nichts

In den Erzählungen über die Kindheit ist das zentrale Thema die materielle Versorgung. Vor dem Hintergrund der Abhängigkeit von Arbeitsmöglichkeiten bei den Bauern und der schlechten Bezahlung dieser Arbeit stellt sich diese für die Familie als stets unsicher dar. Als die Mutter heiratet und einen eigenen Haushalt gründet, bleibt Gertrud bei den Großeltern. Dort habe sie halt ein gutes Essen gehabt. Ihr Stiefvater ist ausgesteuerter Arbeitsloser, der sich tageweise bei Bauern verdingt. Die Beziehung zur Mutter wird von ihr selbst nur unter dem Aspekt angesprochen, dass sie wohl eine materielle Belastung dargestellt habe. Sie erinnert deren Erwartung, dass das Kind bald von der Schule und in den Dienst eines Bauern gehen könne, damit „man sie auch nicht mehr hätte“, das heißt, sie nicht mehr zu versorgen wäre. In den Schilderungen ihrer ersten Erfahrungen als Magd bei verschiedenen Bauern überwiegt die Frage des Lohns für die harte Arbeit. Der jeweilige Verdienst bei den Arbeitsstellen ist in der Erinnerung noch genau gespeichert. Man hätte sich nichts kaufen können. Unter Schluchzen bemerkt sie: „Zurückdenken darf man nicht.“ Die Erzählungen über Kindheit und Mädchenzeit kommen in einer auffallend verdinglichten Sprache zum Ausdruck. Gertrud Scherer spricht von sich als einem „erheirateten“ Kind; davon, dass sie „als Hirtermensch“ hätte gehen müssen.

Der Nationalsozialismus tritt in ihre Erzählung über die Notwendigkeit ein, bei ihrer Heirat im Jahr 1941 einen Ariernachweis beizubringen. Für ihren Mann ist das

nicht ganz einfach, weil seine Großeltern in der Tschechoslowakei gestorben sind. Die Eltern haben sich 1938 „herausgekauft“.

Interviewpartnerin (IP): Und, bin ich dann schwanger worden, zu der Älteren, im '41er Jahr, und bin dann heimgekommen, im August. Und an dem 11. August ist das Dirndl geboren. Und den 19. Nov-. Ja wir hätten vielleicht schon eher geheiratet und das, aber mein Mann, muss ich schon sagen, und seine Eltern sind von der Tschechei gewesen. Nicht, und die haben sich herausgekauft im '38er Jahr. Nicht. Und dann ... haben ja die, nun ja, seine Schwester hat das meiste gewusst. Er hat ja gar nicht mehr recht mehr gewusst, wie es – weil wir den arischen Nachweis gebraucht haben, nicht. Zum Heiraten. ... Das ist ja heute nicht mehr und das auch, nicht.

Interviewerin (I): Also, Sie haben so einen Ariernachweis gebraucht?

IP: Ja.

Der Ariernachweis erscheint wie jedes andere persönliche Dokument, das man damals für die Eheschließung benötigt habe. Sie bemerkt dazu lediglich: „Das ist ja heute auch nicht mehr.“ Der Ariernachweis wird in keiner Weise in den konkreten Kontext der repressiven Ordnung des NS-Staates gestellt. Dass die rassistischen Normen sie bei der von ihr gewünschten Heirat behindern und den Zeitpunkt der Eheschließung hinter die Geburt des Kindes verschieben, ist nicht Gegenstand besonderer Überlegung. Die Normalität dieser Ordnung ist ihr fraglos gegeben. Nicht die gesellschaftlichen Verhältnisse sind das Thema der vergleichenden Bemerkung, sondern verglichen werden Alltäglichkeiten, die beide gleichermaßen unpolitisch erlebt werden. Die Differenz zum Heute besteht nur darin, dass der Alltag heute ganz allgemein ein leichter ist.

Die in den zyklischen Bahnen verlaufende Erzählung wird von der Interviewerin schließlich mit der Frage unterbrochen, ob sie sich noch an den Einmarsch erinnern könne:

I: Können Sie sich noch erinnern an den Einmarsch?

IP: Nun ja der, wie der, wie zuerst der Russe gekommen ist, nicht, ja da sind wir –

I: Nein, ich meine jetzt 1938, wie die Deutsche Wehrmacht in Österreich –

IP: Ja, das ist, wie soll ich denn sagen, von – der Schilling, der ist entwertet worden dann, nicht, weil im '38er Jahr ist es dann anders geworden dann. Erstens einmal die Entwertung geworden, von den Schillingen auf die Mark. Ist das auch gekommen.

I: Können Sie sich erinnern, wie Sie das aufgenommen haben, war es, waren Sie da froh drüber, oder waren Sie eher ängstlich, wissen Sie noch, was Sie da gedacht haben?

IP: Ja, eher schon. Erstens einmal, wie es dort noch so gewesen ist, muss ich schon sagen, im Anfang noch nicht, aber, wie soll ich denn geschwind sagen – '41, '42, ah '43, da sind ja doch im Ni-Werk drüben die Bomben so geflogen, nicht. Da ist es ja doch furchtbar zugegangen auch, und das auch ... Ja, wie der, ehrlich gesagt, wie der Russe einmarschiert ist und das, nicht, wie die Panzer hereingekommen sind ... Da sind wir im Bunker gewesen –

I: Aha, nein, ich habe jetzt gemeint 1938, wie die Deutsche Wehrmacht in Österreich einmarschiert ist.

IP: Ja, ehrlich gesagt, da bin ich bei den Bauern gewesen noch.

Mit dem Begriff „Einmarsch“ wird das Kommen der Russen nach 1945 assoziiert. Die Interviewerin korrigiert dieses Missverständnis mit dem Hinweis, der Einmarsch der Deutschen Wehrmacht in Österreich 1938 sei gemeint, und versucht, die Bedeutung der Frage zu präzisieren: ob sie das eher froh oder ängstlich aufgenommen habe. Sie antwortet mit „eher ängstlich“, meint damit aber wiederum nicht die Zeit des März 1938, sondern erst jene Zeit, in der der Krieg beginnt, auf Österreich und Deutschland zurückzuschlagen. Die Ängstlichkeit sei am Anfang noch nicht gewesen, sondern erst ab „'41, '42, ah, '43, nicht, da sind ja doch im Ni-Werk (Nibelungenwerk; d. Verf.) drüben die Bomben so geflogen“ und gleich anschließend wird neuerlich der Einmarsch der Russen thematisiert. Tatsächlich erreichten erst im Februar 1944 die ersten Bombenangriffe den Raum Steyr/St. Valentin als Region mit konzentrierter Waffenproduktion.

Über Nacht passierte es ...

Im Gespräch von 1988 wurde bereits deutlich, dass Gertrud Scherer die Annexion Österreichs als keine besondere Zäsur empfunden hat: „Das ist über Nacht so schnell gegangen.“ In Erinnerung ist die Volksabstimmung zum „Anschluss“: „Da hat es ja doch schon geheißt, du musst ‚Ja‘ wählen, nicht, weil sonst haben wir den Krieg ... Naja, du hast dir ja nicht helfen können.“ Deutlich wird aber hier auch, dass diese dargestellte Zwangssituation nicht als eine befremdende oder unangenehme empfunden wurde. Es sei, ehrlich gesagt, ja gut gegangen unter dem Hitler. Auch im Gespräch von 1990 werden bestimmte positive Erfahrungen unter dem NS-Staat angesprochen. Die Bauern hätten für die geleisteten Arbeiten mehr bezahlen müssen, und es wurden Arbeitsbücher geführt, sodass die Landarbeiter eine gewisse politische Unterstützung gegenüber der paternalistischen Abhängigkeit von den Bauern verspürten. Jedenfalls thematisiert Scherer niemals die NS-Herrschaft als Fremdherrschaft, und in diesem Sinne hat der Begriff „Einmarsch“, für die Annexion von 1938 verwen-

mit dem Friedensvertrag neuerlich aufgeflammt ist. Auf Grundlage dieser Strömung hätte Hitler erst als der Mann erscheinen können, der für die aktuellen Nöte der kleinen Leute das richtige Bewusstsein zu haben schien und dessen Herrschaft man sich allgemein wünschte. In diesen Darstellungen sind die Erwartungen der Menschen in direkterer Weise angesprochen als in vielen anderen Gesprächen. Dort überwiegen alleine Formulierungen vom sozialen und politischen Notstand, der die Leute in die Arme des Nationalsozialismus getrieben hätte. Angers Erinnerungen zeigen sich demgegenüber nur wenig verformt von einem kulturell verfestigten und von subjektiven Erwartungen gereinigten Kollektivgedächtnis.

„Die Angst des Opfers hat uns natürlich Auftrieb gegeben ...“

Der grundlegende Mechanismus, über den sich Geschichte bewegt, ist Thema eines weiteren Interviews. Eine Woche nach dem letzten Gesprächstermin schreibt Lisbeth Anger der Interviewerin einen kurzen Brief; sie habe etwas vergessen, ob wir noch einmal kommen könnten. Bei diesem neuerlichen Treffen bringt sie zum Ausdruck, dass wir die Erzählungen zur NS-Zeit eigentlich nicht brauchen, denn in dem Krieg Saddam Husseins gegen Kuwait kämen dieselben Vorgänge spiegelverkehrt zur Wiederholung. Es gehe darum, Feindbilder aufzubauen, und dann brauche es noch wirtschaftliche und politische Verhältnisse, die diesen in die Hände arbeiten. Die Verhetzung von Menschen und der blinde Fanatismus seien die sich wiederholenden und gefährlichen Situationen in der Geschichte. Und diese Konstellation ist es auch, die sie in allen Gesprächen in unterschiedlichen Szenen entwickelt hat: Die „Zerfleischung der Bevölkerung“ in den Klassenkämpfen der Ersten Republik ist eine solche Szene; die „Blindgläubigkeit“ der eigenen Generation, die damit in die NS-Diktatur hineingezogen wurde. Bei dem letzten Treffen erzählt sie die Geschichte vom klerikalen Schuldirektor „Eugen“, der an ihrer Schule im Februar 1938, mit der bereits starken nationalen politischen Meinung im Rücken, verjagt wurde.

IP: Mir ist eine Begebenheit eingefallen aus dem Februar '38, ich muss Ihnen zuerst, muss zuerst etwas vorausschicken. Wir haben in der Schule einen sehr guten Direktor gehabt, der Dr. Balauer, ein, ein Lehrer wie er im Bilderbuch steht. Sehr geschickt, sehr fähig als Pädagoge, politisch war er ein Großdeutscher, aber sehr gerecht und, wirklich gerecht, er hat von den Schülerinnen, die halt gerade mitgekommen sind, nicht so viel verlangt, als von denen, wo er mehr Fähigkeiten dahinter vermutet hat. Und der gute Dr. Balauer ist, im Sommer '37, stillschweigend in Pension geschickt worden, nicht verabschiedet worden von der Schule, er ist einfach – nach den Ferien war er nicht mehr da. Und wir haben dann einen,

Dr. Eugen, wie hat der geheißten, Hauser oder so ähnlich, Häuser oder Hauser, vor die Nase gesetzt gekriegt. Der ist von, aus Niederösterreich gekommen, von der Schule der Englischen Fräulein; hat Latein unterrichtet und hat sich irgendwie eingrieseln (einschmeicheln; d. Verf.) wollen. Er wollte beliebt sein und hat zu diesem Zweck immer erzählt, wie sehr ihn die Schülerinnen da unten verehrt haben und geliebt haben, und das ist uns natürlich – hat uns in die Nase gestunken, sodass einmal eine (lacht), in einer Klasse auf der Tafel geschrieben worden ist: „Eugenlob stinkt“. Das hat ihn nicht kuriert. Dann ist der Februar '38 gekommen und die Atmosphäre war so ein bisschen, nicht mehr so sehr streng. Und irgendwie war es in der Zehn-Uhr-Pause, weil, wir mussten ja alle auf den Gang hinaus, und es hat sich ein Kern gebildet vor der Direktionskanzlei, ein fester Kern, und der hat immer mehr Zulauf gekriegt, und der feste Kern hat angefangen mit einem Sprechchor: „Eugen raus!“ Die ganze Schule hat sich zusammengepatzt dort, und der Sprechchor ist immer intensiver und taktmäßiger geworden. Dann geht die Türe der, der Direktionskanzlei auf, der gute Dr. Hauser kommt heraus, deckt seinen Kopf mit der Aktenmappe ab, und wuzelt sich durch, durch die Schülerinnen und rennt davon. Es ist ihm nichts passiert, aber er hat so deutlich nach Angst gerochen, und das hat uns natürlich einen Auftrieb gegeben. Wir haben dann zum Lachen angefangen und es hat uns gefallen. Das halte ich heute nicht mehr für ein, ein Ruhmesblatt, wenn, dass man sich an Angst ergötzt, richtig ergötzt. Das halte ich einer Katze der Maus gegenüber zugute, aber für den Menschen ist das nicht unbedingt –. Aber damals, ich gestehe, gestehe Ihnen ein, mir hat es auch gefallen, vor allem, dass wir Oberwasser gehabt haben. Also wie der, der gute Eugen dahin war, hat man sofort wieder den Dr. Balauer geholt, und der hat in null Komma nichts eine Ruhe und Ordnung in das Schulleben gebracht. Das ist mir jetzt, ganz urplötzlich, in Erinnerung gekommen, auch im Zusammenhang mit den Vorgängen im Mittel-, im Mittleren Osten.

Sie will, so Lisbeth Anger, diese Geschichte kommentierend, zeigen, wozu Menschen fähig sind, wenn sie ein deutliches Feindbild und eine öffentlich-politische Meinung hinter sich haben. In dieser Geschichte scheinen uns aber auch andere Bedeutungen verdichtet zu sein. Der neue Schuldirektor Hauser steht vorerst für das „ständestaatliche“ Regime; seine hervorgestrichenen Charakterzüge der Selbstgefälligkeit und des Klerikalismus sind dieselben, mit denen sie auch die politische Herrschaft vor dem März 1938 kennzeichnet. Die Schulklasse hat eine ungeliebte Autorität verjagt und durch eine geliebte ersetzt, der sie mit Achtung und Verehrung begegnen konnte. Einen Monat später bietet sich in der Realität eine ähnliche Szene nicht mehr in der Schule, sondern auf nationaler Ebene. Nach dem März 1938 stehen die Juden an der Stelle des Direktor Hauser; so wie er in der Schule unerwünscht ist, ist es

nun die jüdische Bevölkerung. Die Klassengemeinschaft ist zur „Volksgemeinschaft“ geworden. Die Ähnlichkeiten, die die Szenen verbinden, finden wir vor allem in den Gefühlslagen der an beiden Ereignissen Beteiligten: Massenaufmärsche, der mitreißende Takt von Sprechchören, das Gefühl einer plötzlich verspürten Macht und Stärke. Auch in Angers Geschichte wird diese Lust, die von den Schülerinnen bei dieser Massenaktion verspürt wurde, zur Sprache gebracht. Die Aktion vermittelt das Gefühl der Macht und regt Phantasien von der eigenen Größe an. Aber auch die „Abgründe“, die mit diesen ihren Erinnerungen verbunden sind, werden wieder spürbar: die Angst des Opfers „hat uns natürlich einen Auftrieb gegeben“. Ebenso die Scham, die aus der Nachträglichkeit entspringt: heute halte sie das für kein Ruhmesblatt mehr. Nicht erinnert wird und abgesperrt bleibt die Differenz, die die Geschichte zur repräsentierten Wirklichkeit aufweist: dem Opfer Eugen Hauser ist vermutlich nichts passiert.

Der Abgrund, der hier als Grundkonstellation von Geschichte umrissen wird, ist die Automatik, mit der Menschen in den Sog der Macht gezogen werden. Auch beim Feindbild Juden sei es ihr und ihrer Familie so gegangen: Sie hätten doch einen jüdischen Arzt gehabt und haben bei Juden eingekauft; aber „gegen seinen Willen, ... gar nicht bewusst ist man in diese Falle getappt“. Vielleicht können wir aus dieser Geschichte Ansätze für ein Gefühl der Schuld neben dem der Scham erkennen. In einem Nachtrag, der ihr wichtig ist, äußert sie diese Gefühle. Dieser Ausdruck, so scheint uns, ist wiederum mit Scham angesichts von Herrn Hauser und Abwehr von Scham angesichts der wirklichen Opfer des Nationalsozialismus verbunden.

Postskriptum 2016

„Es geht zwar immer alles weiter, aber doch mit neuen Leuten und mit anderen Erfahrungen“ (Bude 2010, S. 421). Die gesellschaftliche Aneignung von Geschichte ist immer an Prozesse der Vermittlung von einer Generation an die nächste gebunden. Soziale – und darunter auch mentale – Strukturen können sich zwar über Generationen hinweg reproduzieren, aber zugleich verändern sie sich auch durch die kontinuierliche Erneuerung von Akteurinnen und Akteuren geschichtlichen Handelns. Karl Mannheim (1928) war einer der ersten, der sich aus einer soziologischen Perspektive mit dem Problem der kulturellen Vermittlung historischer Erfahrung im Zusammenhang mit dem Wechsel von Generationen beschäftigt hat. Dabei lautete seine Ausgangsfrage: Wie kann eine Gesellschaft einen dauerhaften Bestand an Kulturgütern bewahren, obwohl die Akteure kontinuierlich wechseln? Die früheren Träger der Kultur sterben und die neuen Träger der Kultur werden geboren. Daraus ergibt sich die Notwendigkeit einer beständigen Tradierung von Kultur. In modernen und dynamischen Kulturen ist dieser Prozess mit zahlreichen Konflikten, Reibungen und Reinterpretationen verbunden. Die Stärke von Mannheims Überlegungen liegt darin, dass er die Weitergabe von Kultur nicht als mechanischen Vorgang konzipiert, sondern als komplexes Geschehen, bei dem zwischen Übergabe und Übernahme, zwischen perspektivischen Deutungen, Umschriften und Verweigerungen zu differenzieren ist (vgl. Ziegler 2000, S. 49f.). Junge Generationen sind nicht „belernbar“, sondern angehalten, sich die mit einer geschichtlichen Perspektive verbundenen Ideen aktiv anzueignen. In unserem Zusammenhang, der Geschichte des Nationalsozialismus, gestaltet sich die Tradierung besonders komplex und spannungsreich. Weil Österreicherinnen und Österreicher nicht nur Opfer waren, sondern viele auf der Seite der Täter standen, ist die Vermittlung von Geschichte sozial und politisch aufgeladen. Meist wollen die an Nationalsozialismus, Krieg und Verbrechen Beteiligten ihren Anteil am Geschehen verschweigen, rationalisieren und rechtfertigen. Wenn Angehörige der nachfolgenden Generation das Vertrauen in die Erzählungen der Generation ihrer Eltern verlieren, bemühen sie sich um eine eigenständige und differenzierte Sichtweise des Geschehens. Dieses Buch kann

als Dokument einer kritisch-reflexiven „Erinnerungsarbeit“ gelesen werden. Es geht um Identitäten und historisches Selbstverständnis in einem Staatswesen, aber auch um kulturelles Selbstverständnis ziviler Öffentlichkeiten und um die Auseinandersetzung mit prägenden Traditionen innerhalb von Familien.

Unter dem Gesichtspunkt dieses Prozesses der Aneignung und Vermittlung von Geschichte zwischen den Generationen ließe sich „Österreichisches Gedächtnis“ als Versuch von Angehörigen der zweiten Generation beschreiben, Klarheit über die NS-Vergangenheit in Österreich zu schaffen. Es werden Männer und Frauen in ihrer Eigenschaft als Primärzeugen befragt. Und es wird ein Diskurs über eine zweifache Unklarheit in der Tradierung von NS-Vergangenheit entwickelt: einerseits um die Frage nach der „Wahrheit“ der historischen Verhältnisse selbst, das heißt, nach den integrativen Kräften der NS-Herrschaft, die die Beteiligten zu Kooperation und Duldung bewegt hatten; und andererseits um die „Wahrhaftigkeit“ einer Erzählung dieser Geschichte, in der diese Integration weitgehend geleugnet und Erfahrungen sowie Geschehnisse in den Kategorien des Opfermythos darstellt werden.

Wie sah der zeitgeschichtliche Kontext dieser Befragung aus?

In den 1990er Jahren, also jener Periode, in der die Arbeit entstand, wirkte der Nationalsozialismus durch die von ihm geformten Personen auf Gesellschaft, die Familien und sozialen Institutionen ein. Zugleich hatte der Wechsel zwischen den Generationen begonnen, ein Vorgang, der strukturell für Prozesse des kulturellen Wandels und der Neuorientierung offen ist. In diesem strukturellen Rahmen wird der „Fall Waldheim“ zu einem Thema der öffentlichen Auseinandersetzung. Ein Teil der jungen Generation will sich im Hinblick auf Thematisierung und Bewertung der NS-Vergangenheit nicht mehr den Sichtweisen der Kriegsgeneration und ihren Bedürfnissen nach Derealisierung unterordnen. Die unterschiedlichsten Formen des Schweigens, Verschweigens und Leugnens der Generation der Eltern zu Nationalsozialismus, Krieg und Holocaust werden kritisch reflektiert und thematisiert. Dass Waldheim noch immer diese „Lebenslüge“ der Zweiten Republik bekräftigt, erscheint vielen in diesen Jahren unerträglich. Gleichzeitig mit dem neuen Diskurs zur Bewertung der NS-Vergangenheit beginnt der Aufstieg einer Partei, die ihre ideologischen Wurzeln im Deutschnationalismus hat, aus der Sammelbewegung der ehemaligen Nationalsozialisten hervorgegangen ist und deren Funktionäre das NS-Regime immer wieder verharmlosen (vgl. dazu Bauböck 2001). Das alles waren Erfahrungen, die die Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit lebendig gehalten haben und damit auch den Kampf um Perspektiven, wie wir mit dieser Vergangenheit eine Zukunft gestalten sollen.

Und welche Konstellation ist heute gegeben?

Wir befinden uns neuerlich in einem Prozess des Übergangs, in dem eine Generation geht und andere kommen. Die Spannung, wie der Nationalsozialismus zu sehen und zu bewerten ist, bleibt aktuell, auch wenn vielen Angehörigen der dritten Generation nach 1945 bereits der familiär und damit emotional gebundene Zugang zu dieser Zeit fehlt. Für die Jüngeren liegen die zeitgeschichtlichen Kontexte des Buches wie die Waldheim-Affäre außerhalb der bewussten gesellschaftsgeschichtlichen Wahrnehmung. Dennoch enthält das Familiengedächtnis Erzählungen von und über Großeltern und damit auch lebendige Erfahrungen aus der Zeit des Nationalsozialismus. Eltern erzählen und interpretieren, was ihnen von ihren Eltern und Verwandten erzählt und worüber in der Familie gestritten oder geschwiegen wurde. So machen die heute noch jungen Generationen Erfahrungen mit der NS-Vergangenheit als einem sozialen Erbe der Familie. Es ist ein Erbe, in dem unterschiedliche Zugänge und Haltungen zur NS-Vergangenheit tradiert werden, das Erzählen, das Fragen und Wissen-Wollen oder das Schweigen über konkrete Lebenserfahrungen von Großeltern, oft begleitet von Vermutungen, die unbeantwortet bleiben müssen, oder auch das Nicht-wissen-Wollen (vgl. dazu Kannonier-Finster 1996, 2004). Für viele Angehörigen der dritten und vierten Generation sind die Nachwirkungen des Nationalsozialismus im familiären Raum ihrer Kindheit und Jugend in der einen oder anderen Form präsent und wirksam. Das soziale Gedächtnis einer Familie mit seinen mündlichen Traditionen ist älter als einzelne, individuelle Mitglieder dieser Familien. Es reicht historisch weiter zurück als deren Gedächtnis und ihr reflexives Bewusstsein.

Dennoch, in dieser Situation deuten sich bereits die neuen Aufgaben und Herausforderungen an, die sich der unmittelbaren Zukunft für die Tradierung der NS-Geschichte stellen. Bislang lebt die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus in Familien und sozialen Milieus noch weitgehend aus der generationenspezifischen Spannung zwischen unmittelbar Beteiligten und ihren Nachkommen. Interesse an Geschichte und ihrer Aneignung wird durch ein persönliches Naheverhältnis zu den Akteurinnen und Akteuren dieser Geschichte gefördert. Diese Einbindung in elementare Sozialbeziehungen konstituiert eine spezifische persönliche Haltung gegenüber der Vergangenheit. Der Nationalsozialismus lebt in Form von Dispositionen, Denkweisen und Handlungen der Großeltern, Eltern und Verwandten nach und wird unmittelbar an Geist wie an Körper erfahren. Zerfallen oder vergehen diese Beziehungen, verändert sich das Interesse an dem historischen Geschehen (vgl. Jureit 2012, S. 32f.; Messerschmidt 2012). Die zweite Generation der Kriegs- und Nachkriegsgeborenen hat sich in unterschiedlicher Weise, einmal mehr und ein anderes Mal weniger intensiv an den übermittelten Geschichts- und Erinnerungs-

bildern abgearbeitet. Sie ist nun mit nachkommenden Jahrgängen konfrontiert, die andere Zugänge zu Nationalsozialismus und Holocaust haben. Diese werden von Lehrerinnen und Vermittlern in Schulen oder Gedenkstätten vielfach als moralisch indifferent und als widerständig gegenüber ständig warnender Belehrung wahrgenommen; Haltungen, die für sie eine irritierende und beunruhigende Erfahrung darstellen. Dazu kommen gesellschaftliche Veränderungen im Zusammenhang mit Prozessen der Globalisierung, Migration und damit verbundenen Erosionsprozessen nationaler Kulturen. Unter dem Stichwort der Transnationalisierung von Geschichte des Nationalsozialismus und Holocaust ergeben sich daraus neue Fragen. *Für wen* ist das Holocaust-Gedenken *wie* bedeutsam? Diese Frage ist bei der Tradierung in Gruppen, die multiethnisch und multinational zusammengesetzt sind, zu bedenken. Ein wachsender Teil der Bevölkerung kommt aus außereuropäischen nationalen, ethnischen und familiären Kontexten. Es ist davon auszugehen, dass angesichts dieser Entwicklung neue Denkmuster, Begriffe, Konzepte für die Vermittlung der NS-Geschichte zu erarbeiten sind.

Die skizzierten Erfahrungen der Indifferenz oder Abwehr junger Generationen lassen sich auch anders, nämlich als Distanzierung von traditionellen Formen der Vermittlung interpretieren (vgl. etwa Messerschmidt 2012; Sternfeld 2013). Es könnte sein, dass Nationalsozialismus und Holocaust als in Lehrplänen verordnetes Thema wahrgenommen wird, das einer moralischen Selbstbestätigung und nationalen Identitätsstiftung diene; dass Jugendliche sich sträuben, im Sinn einer historischen Schuld adressiert zu werden. Dementsprechend verschließen sie sich gegen die Übernahme einer moralischen Mission, wenn Zeitzeuginnen und Zeitzeugen im Zusammenhang mit ihren Erfahrungen als Opfer von Ausgrenzung und Verfolgung für demokratische Werte und die Abwehr von Intoleranz und Fremdenfeindlichkeit plädieren.

„Österreichisches Gedächtnis“ wurde nicht unter dem Gesichtspunkt der Vermittlung verfasst, aber es ist denkbar, die Arbeit heute unter diesem Gesichtspunkt zu nutzen. Das Buch lässt am Nationalsozialismus beteiligte Österreicher und Österreicherinnen als Zeitzeugen zur Sprache kommen. Uns war damals wichtig, den Erfahrungs- und Erinnerungsberichten von Frauen und Männern aus der Mitte der Gesellschaft Raum zu geben und an diesen Berichten kritisch den kulturell institutionalisierten Umgang mit Erinnerung in Österreich zu kommentieren. Es kommt damit einem Gedanken von Astrid Messerschmidt entgegen, den diese angesichts des skizzierten Generationenwechsels und der damit verbundenen Transformation von Erinnerungsgemeinschaften formuliert: „Der zeitliche Abstand zum Nationalsozialismus [kann] als Chance für eine Erinnerungsbildung aufgenommen werden, die sich auf die Verunsicherung einlässt, die von der Tatsache des Holocaust ausgeht. Das bedeutet, sich von dem Wunsch nach einer unmittelbaren Beziehung zu den Opfern wie auch vom Wunsch nach einer eindeutigen Abgrenzung von den Tätern zu ver-

abschieden und das ‚Bild von der Geschichte und unseres nachträglichen Anteils an ihr‘ [Christian Schneider 2010] selbst zum Gegenstand erinnernder Aufarbeitung zu machen. Die Arbeit der dritten und vierten Generation nach 1945 besteht nicht mehr in erster Linie darin, Erinnerung einzuklagen, sondern kritische Intervention im Erinnerungsdiskurs zu leisten“ (Messerschmidt 2012, S. 234f.). „Österreichisches Gedächtnis“ thematisiert historische wie erinnerte Vergangenheit und bespricht auf dieser Grundlage die Probleme, die sich kollektiv-gesellschaftlich wie individuell bei der Tradierung und Aneignung einer Gewaltgeschichte stellen. Wir erläutern diese beiden Aspekte im Hinblick auf eine mögliche Vermittlungsarbeit.

Herstellung von Bindung und Loyalität

Die Arbeit verdeutlicht einige Mechanismen, mit denen sich bei den interviewten Männern und Frauen Bindung und Loyalität oder auch konformes Verhalten gegenüber dem Regime herstellen ließen. Das bedeutet nicht, dass alle Gesprächspartnerinnen und -partner Anhängerinnen oder Sympathisanten des Nationalsozialismus gewesen wären. Wie sich zeigt, können die Bindungen sehr vielfältig sein. Sie kann durch emotional aufgeladene Zustimmung zu Politik und Weltanschauung im Kontext eines wirtschaftlichen Abstiegs motiviert sein, wie bei Gustav Hausmann. Er verbindet mit dem Nationalsozialismus die Hoffnung auf einen Aufstieg in der Institution der Deutschen Wehrmacht. Bei Lisbeth Anger wirkt die Bindung über einen familiär tradierten Antisemitismus und das Ideal der nationalsozialistischen Volksgemeinschaft. Anton Knittler sieht die Chance, über eine militärische Laufbahn dem Traumberuf des Polizisten nachgehen zu können. Auch bei dem Lehrer Paul Lang gibt es auf der Ebene der Gesinnung eine Nähe zur nationalsozialistischen Herrschaft. Er zeigt Sympathie mit einer diktatorisch hergestellten politischen Ordnung; gebrochen ist diese Bindung durch seinen Patriotismus und die Loyalität gegenüber der österreichischen Variante einer autoritären Diktatur. Er ist kein Anhänger Hitlers, dessen Krieg erscheint ihm jedoch legitim. Die soziale Position von Gertrud Scherer ist durch Abhängigkeit von mehreren Formen der Herrschaft gekennzeichnet, die eine allgemeine Bereitschaft zum Konformismus konstituiert. Vielleicht ist angemessen, in ihrem Fall nicht von Bindung, sondern von Indifferenz zu sprechen, denn sie scheint die politische Herrschaft der Nationalsozialisten in den engen Grenzen ihrer Lebenswelt kaum wahrzunehmen.

Die Zeitzeuginnen und Zeitzeugen, die im Buch zur Sprache kommen, gehören nicht zu den Opfern und bieten sich kaum für Identifikationen an. Sie eignen sich ebenso wenig zur moralischen Abgrenzung, denn sie sind nicht eindeutig als Täter zu klassifizieren. Es ließe sich argumentieren, dass wir es mit Zuschauerinnen und